

Christliche Perspektiven im Vulnerabilitätsdiskurs

Verwundbarkeit – eine unerhörte Macht

Der Fachbegriff „Vulnerabilität“ stammt aus der Armutsforschung und Entwicklungspolitik und ist mittlerweile ein Schlüsselbegriff in vielen Wissenschaften von der Medizin, Gesundheitspolitik und Klimafolgenforschung über die philosophische Ethik und Anthropologie bis zur Konflikt- und Friedensforschung. Die Theologie nimmt diesen Diskurs erst allmählich wahr. Dabei hat sie selbst vom Kern der christlichen Botschaft her originäre Beiträge zu leisten. **VON HILDEGUND KEUL**

Die menschliche Verwundbarkeit übt eine unerhörte Macht aus in jenen Herausforderungen, mit denen Europa gegenwärtig konfrontiert ist. Auf der einen Seite stehen jene Menschen, die an den Grenzen Europas auf Einwanderung drängen, um einer lebensgefährlichen Situation zu entkommen. Aber Verwundbarkeit ist nicht nur für die Flüchtlinge ein Thema. Auf der anderen Seite stehen jene Menschen, die sich von dieser Flucht so Vieler in ihrer eigenen Verwundbarkeit angefasst sehen.

Die Septemberereignisse am Münchner Hauptbahnhof haben eine große Bereitschaft gezeigt, diese Verwundbarkeit zu riskieren und die Grenzen durchlässig zu halten. Allerdings verschaffen sich auch Widerstände politisch Raum. Man will die eigenen Lebensressourcen schützen – für sich selbst, für die eigene Familie, Gesellschaft oder Religion. Daher setzt man konsequent auf Sicherheitsstrategien. Mit Mauern und Grenzen, Militär und Waffen will man das Eigene vor tatsächlicher oder vermeintlicher Bedrohung schützen.

Migration offenbart sich als Zeichen unserer Zeit, das von Verwundbarkeit

durchzogen ist. Dem können auch die Religionen nicht ausweichen. Längst sind die Debatten um Migration und Flucht, Vulnerabilität und Sicherheit religionspolitisch bestimmt. Kürzlich stellten führende Politiker Ungarns, Estlands und der Slowakei die Aufnahme muslimischer Migranten infrage und wollten nur Christen aufnehmen. Zu ihrer Unterstützung führte der ungarische Bischof *László Kiss-Rigó* die Bewahrung christlicher Werte ins Feld (vgl. HK, November 2015, 601-603). So wird ein religiöser Sicherheitsdiskurs etabliert, der lieber die muslimischen Flüchtlinge der Lebensgefahr aussetzt, als die Infragestellung der eigenen Werteordnung zu riskieren. Die klassische „Herodes-Strategie“ (vgl. *Hildegund Keul*, Weihnachten – das Wagnis der Verwundbarkeit, Ostfildern 2013, 2. Aufl. 2014, 19 ff.) kommt zum Einsatz: Man schützt das Eigene, indem man Andere der Verwundung preisgibt.

Eine Theologie, die fehlt

Die aktuellen Migrationsströme verstärken die Notwendigkeit, sich theologisch mit Vulnerabilität auseinanderzusetzen. Eine Fachtagung der Europäischen Gesellschaft für die theologische For-

schung von Frauen (ESWTR) mit dem Titel „Verwundbarkeit: natürlich, göttlich, gefährlich. Christliche und muslimische Perspektiven zum Vulnerabilitätsdiskurs“ hat hierzu im Herbst 2014 einen Anfang gesetzt.

Die Macht der Verwundbarkeit ist überall am Werk, wo Menschen sich vor Verletzungen schützen wollen: an den hart umstrittenen Grenzen Europas; in der heimlichen oder offenen Unterstützung rechtsradikaler Übergriffe durch bürgerliche Milieus; in Krieg und Terror, wo um Lebensressourcen, politischen Einfluss und religiöse Dominanz gekämpft wird. Menschen und Städte, Staaten und Religionen sind verwundbar. Wie sie damit umgehen, ist ein gesellschaftlich relevantes und zugleich prekäres Thema. Denn die Vulnerabilität führt zu Sicherheitsstrategien, die selbst ein Gewaltpotenzial bergen. Das Spannungsfeld von Vulnerabilität und Sicherheit setzt eine unerhörte Macht frei.

Die große Gesellschaftsrelevanz hat dazu geführt, dass „Vulnerabilität“ in den letzten Jahrzehnten zunehmend wissenschaftlich erforscht wird. Den Anstoß hierzu gab der Wirtschafts-nobelpreisträger *Amartya Sen* in den

Achtziger Jahren, sodass sich der Fachbegriff bald schon in der Armutsforschung und Entwicklungspolitik etablierte. Mittlerweile ist Vulnerabilität ein Schlüsselbegriff in Medizin und Gesundheitspolitik, Hydrogeologie und Agrarökonomik, philosophischer Ethik und Anthropologie, in Konflikt- und Friedensforschung, Stadtentwicklungs- und Migrationsdebatten oder in den Forschungen zu Resilienz und Glück. Die Naturwissenschaften gehen einen eigenen Weg, indem sie Vulnerabilität messbar machen und besonders in der gegenwärtigen Klimafolgenforschung fokussieren.

Die Theologie nimmt den Vulnerabilitätsdiskurs erst allmählich wahr. Bisher hat sie sich kaum an den Debatten beteiligt – das zeigen die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekte, wo Vulnerabilität zunehmend erforscht wird, die Theologie aber noch nicht vertreten ist (vgl. <http://gepris.dfg.de>).

Eine für die Theologie besonders relevante Perspektive hat *Judith Butler* 2004 in „Precarious Life“ mit Blick auf das Attentat auf das World Trade Center in New York eröffnet. Ihr Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass die körperliche und soziale Verletzlichkeit das menschliche Leben unausweichlich konstituiert. Dass Menschen der Gewalt ausgesetzt und zugleich an ihr beteiligt sind, beschreibt sie als Dimension politischen Lebens, die daraus resultiert. Butler setzt bei der Trauer um die verlorenen Menschenleben an und stellt die Frage, „was politisch gesehen aus der Trauer anderes entstehen könnte als der Ruf nach Krieg“ (7).

Gefährliche Wunden

Wunden sind gefährlich, weil sie Leben beschneiden oder töten. Aber die Gefahr von Wunden geht weit über sie selbst hinaus, da sie in der Lage sind, das persönliche und gesellschaftliche, politische und religiöse Leben zu formatieren. Eine Wunde kann unberechenbare Machtwirkungen auslösen, selbst wenn sie verheilt. Denn es bleibt eine Narbe zurück, in der sich die Vulnerabilität verkörpert – im wahrsten Sinn des Wortes. Die Narbe erinnert alltäglich daran, dass man erneut Op-

fer von Gewalt werden kann. Dies setzt aufwendige Sicherungsmechanismen oder gar Rachezüge in Gang. Wirksam ist also nicht nur die Wunde selbst, sondern die Verwundbarkeit, die sich in ihr zeigt.

Das Problem gewinnt nochmals an Schärfe, weil am Anfang einer Sicherungsstrategie nicht einmal eine tatsächlich erfolgte, sondern auch eine nur befürchtete Wunde stehen kann. Mit den Machtwirkungen imaginärer Wunden arbeitet beispielsweise der Rechtsextremismus. Er schürt Ängste vor der angeblichen Gewaltbereitschaft der Flüchtlinge, obwohl diese selbst in erster Linie Opfer von Gewalt sind. Er gibt vor, das christliche Abendland vor seiner Zerstörung zu schützen, indem er selbst Gewaltbereitschaft propagiert und praktiziert. Gnadenlos nutzt er die menschliche Vulnerabilität als Motor seines Politikalküls.

Vom Leiden zur Verwundbarkeit

Für die christliche Theologie ist der Vulnerabilitätsdiskurs von großem Interesse. Denn auf der einen Seite gehören Verwundungen und Gewalt, Armut und Leid von Beginn an zu ihren Kernthemen, sodass sich die Frage stellt, welche neuen Perspektiven die Theologie in den lange Zeit theologiefreien Diskurs einbringen kann. Auf der anderen Seite verändert die Neuausrichtung die Theologie und legt hier gänzlich neue Perspektiven frei. Vulnerabilität und Theologie – hier entsteht ein höchst spannender Win-win-Diskurs.

Mit der im 20. Jahrhundert entwickelten Kreuzestheologie bewegt sich die Theologie bislang innerhalb dessen, was man „Leidensparadigma“ nennen kann. Dort stehen das Leiden Jesu und die Verwundungen heutiger Menschen im Mittelpunkt sowie die Verpflichtung zu Compassion und Solidarität. Die Stärke dieses Paradigmas liegt in seiner Fokussierung auf zugefügte Wunden, die ein entscheidender Faktor in prekären Machtwirkungen der Vulnerabilität sind. Daher kann die Theologie ihre Sensibilität für die Opfer der Anderen einbringen. Sicherungsstrategien erfordern Opfer, die häufig von anderen Menschen erzwungen werden,

weil diese sich nicht wehren können: die Lebensressourcen marginalisierter Länder oder späterer Generationen sowie besonders vulnerabler Gruppen, die kein Geld in eigene Sicherungen stecken können. Welche Ressourcen setzt man ein, um eigene Verwundungen zu verhindern? Die Theologie richtet die Aufmerksamkeit auf die Opfer der Anderen, die das Bemühen um Nicht-Verwundung erzeugt. Sie kann freilegen, dass auch die Erforschung der Verwundbarkeit über weite Strecken ein Sicherungsdiskurs ist, der seine eigenen Gewaltpotenziale birgt.

Bisher fehlt dem Vulnerabilitätsdiskurs die Theologie mit ihrer Thematisierung von Opfer und Gewalt, Sünde und Erlösung, Gabe und Gegengabe – und vor allem mit ihrer Unterscheidung von „victim“ und „sacrifice“. Allerdings kann die Theologie ihre Perspektiven nur einbringen, wenn es ihr gelingt, das Leidensparadigma zu überschreiten. Sie braucht nicht nur eine Thematisierung von Wunden, sondern auch von Vulnerabilität.

Beides hängt zusammen, ist aber nicht identisch. In dem neuen Diskurs geht es nicht nur um bereits erfolgte Verletzungen. Der Schlüsselbegriff „Verwundbarkeit“ bringt vielmehr eine Zukunftskategorie ins Spiel, indem er nach möglichen Risiken und entgegenwirkenden Schutzstrategien fragt. Hat die Theologie den Blick bisher auf erlittene Wunden fokussiert, so wird der Blick nun auf Verwundbarkeiten hin geweitet.

Ein solcher Diskurs öffnet der Theologie die Augen für jene unerhörte Macht, die die potenzielle Gefahr, verwundet zu werden, ausübt. Was erschließt der theologische Opferdiskurs mit seinem geschärften Blick für das Leiden der Anderen, wenn er gezielt auf Verwundbarkeiten angesetzt und damit das Leidensparadigma in den Vulnerabilitätsdiskurs überschritten wird? Aus christlicher Sicht kann „der verwundbare Gott“ neu thematisiert werden. Das Thema rückt dann nämlich nicht erst mit dem Kreuz in den Blick, sondern schon mit der Inkarnation. Indem Gott Mensch wird, macht er sich aus freien Stücken verwundbar

– ein höchst verletzliches Kind in der Krippe, dem Matthäusevangelium zufolge von politischer Verfolgung bedroht und der Migration ausgesetzt.

Inwiefern dieses Wagnis der Verwundbarkeit in heutigen säkularen Kontexten wie Migration, Krieg und Frieden Heilsbedeutung erlangt, gilt es eigens zu erforschen. Der Vulnerabilitätsdiskurs erfordert eine Neuformatierung der Inkarnationstheologie. Ihre Entdeckungen gilt es, in den interreligiösen Diskurs einzubringen und in diesem Diskurs auch voranzutreiben. Denn in der Gewaltproblematik von Verwundbarkeit sind Religionen ein entscheidender Faktor.

Vom Unsagbaren verletzt

Bereits 1974 hat der evangelische Theologe *Hans Jochen Margull* auf die Bedeutung hingewiesen, die das Thema „Verwundbarkeit“ für den interreligiösen Dialog hat. Margull war im Dialog mit dem Islam aktiv und machte die Erfahrung, dass es unweigerlich zur Verwundung kommt, wenn man den Dialog mit einer anderen Religion führt. Im Dialog werden die Partner, aber auch die Religionen verwundet, die sie jeweils vertreten. Wer den Dialog will, vor dem Risiko der Verwundung jedoch zurückscheut, verbaut den Dialog. Margull regte an, das Thema aus christlicher Sicht inkarnationstheologisch weiterzudenken: Welche Implikationen hat der Glaube an den Gott, der in der Knechtsgestalt verwundbar wird? Margulls Impuls wurde zunächst kaum aufgegriffen und nicht weiter verfolgt. Heute aber wird der Blick geschärft, sodass deutlich wird, wie tief und weit verzweigt der Religionsdiskurs von Vulnerabilität durchzogen ist. Dies betrifft nicht nur das Problem religionspolitischer Gewalt, sondern auch den interreligiösen Dialog. Die Wunden, die sich die Religionen im Lauf der Geschichte gegenseitig zugefügt haben, entfalten heute noch schmerzliche Machtwirkungen. Vielleicht schämt man sich für die Gewalt, die die eigene Gemeinschaft einer anderen zugefügt hat und zufügt. Das alles schreibt sich in die Debatten ein und bestimmt, was sagbar ist oder gerade auch nicht. Wie kann man in einer solchen Situation offen, und das heißt immer: verletzlich, miteinander sprechen?

Heute kann die christliche Theologie in Europa dem Islam nicht mehr ausweichen, da dieser in alltäglichen Lebenswelten präsent ist und sich

langsam auch an den Universitäten etabliert. Dabei ist der gravierende Verlust an Macht und Einfluss, den das Christentum in den letzten Jahrzehnten erfährt, als Verwundung präsent. Sie übt ihre Macht aus, wo Menschen oder Institutionen die christlichen Werte schützen wollen, indem sie islamische Perspektiven strikt außen vor halten. Auf Säkularisierung und die Pluralisierung der Religionsdiskurse reagieren sie nicht mit Öffnung und Dialog, sondern mit Sicherungsstrategien: Werte vor dem Verfall schützen, Traditionen vor ihrem Verschwinden sichern, heilige Texte und Rituale vor Verletzung durch den Zeitgeist bewahren. Auf die wachsende Heterogenität reagiert man mit verstärktem Homogenisierungsdruck, der über verletzende Ausschließungen funktioniert.

Michel de Certeau, der sich als Theologe und Kulturtheoretiker an der Schnittstelle von theologischen Absicherungen und säkularen Verwundbarkeiten bewegte, analysierte solche Problemlagen. Er wandte sich gegen die Theologie im Format des Antimodernismus, die er folgendermaßen beschreibt: „Einst stellte eine Kirche einen Boden bereit, das heißt ein fest umrissenes Terrain, innerhalb dessen man die soziale und kulturelle Garantie hatte, dass man auf dem Acker der Wahrheit wohnte“ (Glaubens-Schwachheit, Stuttgart 2009, 245). Um den „Acker der Wahrheit“ zu bewahren, setzt man auf Homogenität und wehrt alles Heterogene ab. Um die eigene Institution vor Verwundung zu schützen, verwundet man Andere.

Solche Sicherungsmechanismen, die Homogenität erzwingen wollen, werden auch heute gesellschaftlich wie kirchlich installiert. Setzt die Kirche allein auf diese Strategie, so

wird sie zu einer Art Hochsicherheitstrakt. Mauern, Tore und Wächter unterbinden die Einflüsse von außen und nach außen. Theologisch bewegt man sich im Inneren, also ausschließlich in Fragen, die man aus der Tradition bereits kennt. Der Vorteil des so erzeugten geschlossenen Diskurses liegt darin, dass er zunächst relativ unverwundbar macht. Man kennt sich aus in den eigenen Argumenten, sodass man Anfragen und Angriffe leichtfüßig standhält. Die Theologie genügt sich selbst, sie braucht keine anderen Konfessionen oder Religionen. Allerdings scheitern solche Diskurse an einer Wirklichkeit, die gar nicht daran denkt, sich der propagierten Homogenität zu unterwerfen. Faktisch ereignet sich eine Heterogenität, die am postulierten Acker der Wahrheit



Hildegund Keul

(geb. 1961), Dr. theol. und M. A., Studium der Theologie und Germanistik in Trier, Jerusalem und Würzburg, ist seit 2004 Leiterin der Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz und seit 2009 apl. Professorin für Fundamentaltheologie und Vergleichende Religionswissenschaft an der Universität Würzburg.

Veröffentlichungen: Auferstehung als Lebenskunst. Was das Christentum auszeichnet, Freiburg 2014; Weihnachten – das Wagnis der Verwundbarkeit. Ostfildern 2013, 2. Aufl. 2014; Inkarnation – Gottes Wagnis der Verwundbarkeit, in: Theologische Quartalschrift 192.3 (2012) 216-232; Mechthild von Magdeburg. Poetin, Begine, Mystikerin, Freiburg 2007.

Das Konzil öffnete den Hochsicherheitstrakt für den Dialog mit den Religionen und der Welt von heute. Solche Öffnungen aber sind riskant, denn sie machen verwundbar.

LITERATUR

Judith Butler:

Gefährdetes Leben.
Politische Essays,
Frankfurt 2005

Michel de Certeau:

GlaubensSchwachheit,
Stuttgart 2009

Michel de Certeau:

Mystische Fabel. 16.
bis 17. Jahrhundert,
Frankfurt 2010

Hans Jochen

Margull:

Verwundbarkeit.
Bemerkungen zum
Dialog, in: Evangelische
Theologie 34 (1974)
410-420

nagt. Sie erzeugt Risse und Brüche und dringt beharrlich in das Innere der Kirche ein. Sie wird zu einer Realität, die sich nicht länger verschweigen lässt.

Im 20. Jahrhundert führte dieser Prozess zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Man musste erkennen, dass die Kirche mit ihren geschlossenen Grenzen ihren Einfluss nach außen verlor. Das Konzil öffnete den Hochsicherheitstrakt für den Dialog mit den Religionen und der Welt von heute. Solche Öffnungen aber sind riskant, denn sie machen verwundbar. Plötzlich steht man vor Fragen, auf die man keine Antwort parat hat. Andere verweisen auf Etwas im eigenen Glauben, das man selbst (noch) nicht sagen kann. „So wird, auf tausenderlei Weisen, (...) das Aussagbare unablässig von etwas Unsagbarem verletzt“, sagt de Certeau (Mystische Fabel. 16. bis 17. Jahrhundert, Frankfurt 2010, 123). Man ist von etwas Fremdem gezeichnet und trägt Blessuren davon. Unerhörtes macht sich in vertrauten diskursiven Ordnungen als Verletzung bemerkbar. Damit wird der eigene Glaube aus den Feldern der Gewissheit in Ungewissheit geführt, aus einer früheren Stärke in eine gegenwärtige Schwäche, aus einer Haltung der Unangreifbarkeit in das Wagnis der Verwundbarkeit.

Christlich-theologisch ist dies die Bewegung der Inkarnation, der „Fleischwerdung“: Wie Gott sich mit der Menschwerdung in einer gewagten Gabe seiner selbst freiwillig verwundbar macht, so stellt sich auch die Theologie den körperlichen, sozialen und religiösen Verwundbarkeiten des menschlichen Lebens. Wenn sie sich nicht in einem Hochsicherheitstrakt verschanzen will, der mehr und mehr an Bedeutung verliert, so bleibt ihr nur, dieses Wagnis einzugehen.

Zum interreligiösen Dialog befähigen

Sie tritt aus der Homogenität der einen Religion heraus und stellt sich der Pluralität der Religionen und ihrer säkularen Bestreitung. Damit macht sie sich angreifbar. Sie kann nicht mehr einen Bestätigungsdiskurs verfolgen, sondern muss auch in dem befragbar sein, was sie nicht sagen kann. Ob sie bereit ist, dies tatsächlich zu riskieren, wird darüber entscheiden, ob ein wirklicher Dialog entsteht und gesellschaftsrelevant wird.

Der Religionsdiskurs fordert dazu heraus, an einer Inkarnationstheologie zu arbeiten, die

sowohl zum heute besonders wichtigen interreligiösen Dialog befähigt als auch säkulare Problemlagen der Vulnerabilität erschließt. Hier kommt die Tatsache ins Spiel, dass das Christentum der Inkarnation, also dem Weg in die Verwundbarkeit hinein, Heilsbedeutung zuspricht. Um der Menschen willen macht Gott sich in Jesus Christus verwundbar.

Die aktuelle Migrationsdebatte zeigt, dass auch heutige Menschen bereit sind, diesen Weg zu gehen. Einzelne Menschen, Gruppen und Staaten riskieren die eigene Verwundbarkeit, um von Hunger und Gewalt bedrohte Menschen zu schützen. Dies erinnert das Christentum an seine eigenen Wurzeln. Es kann der Verwundbarkeit nicht ausweichen und versuchen, sich unverwundbar zu machen. Vielmehr hat es etwas zu sagen, das in solch riskanten Vorgängen aufschlussreich und weiterführend ist. Denn in der Verwundbarkeit ist nicht nur jene unerhörte Macht am Werk, die die Gewalt potenziert.

Diese andere Macht aus Verwundbarkeit ist dort am Werk, wo Menschen eine Schwäche haben für ihre Mitmenschen, die in Not geraten sind.

Vielmehr hat der Apostel Paulus eine andere Macht entdeckt, als er sich vor Gott über eine Verwundung, den berühmten Stachel im Fleisch, beklagte. Er hörte die Antwort: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2 Kor 12,9).

Diese andere Macht aus Verwundbarkeit ist dort am Werk, wo Menschen eine Schwäche haben für ihre Mitmenschen, die in Not geraten sind. Wenn man die eigene Verwundbarkeit riskiert, um das Leben Anderer zu schützen und zu fördern, so kann in diesem Wagnis eine neue Macht entstehen, die Leben eröffnet, schützt und damit sichert. Diese „Andersmacht“, die den Gewaltspiralen der Verwundbarkeit zu widerstehen vermag, ist nicht exklusiv bei Jesus oder in der Kirche am Werk, sondern im Leben aller, die in der Gewaltsamkeit menschlicher Vulnerabilität Hingabe wagen.

Wo ist es notwendig, sich selbst und die eigene Gemeinschaft vor Verwundungen zu schützen? Diese Frage ist schlicht lebensnotwendig. In unserer Gesellschaft werden wir ständig an sie erinnert, beispielsweise von Versicherungsunternehmen, politischen Parteien und lautstarken Demonstrationen. Wer sich nicht vor Verwundungen schützt, wird das schnell mit dem Leben bezahlen. Um ein humanes Leben zu führen, genügt Selbstschutz jedoch nicht, denn er erfordert immer höhere Mauern, mächtigere Grenzanlagen und schärfere Waffen. Das Prob-

lem solcher Sicherungsstrategien liegt in dem binären Code „entweder vulnerabel oder abgesichert“, der scheinbar als Nullsummenspiel funktioniert: Je mehr Sicherungen man einführt, desto weniger vulnerabel verspricht ein System zu sein. Aber diese Gleichung geht nicht auf. In der gegenwärtigen Migrationsproblematik ist dieses Phänomen allerorten zu beobachten. Sicherungsstrategien allein machen die Grenzen Europas nicht sicher.

Daher ist auch die Frage zu stellen: Wo ist es notwendig, im Sinne der Inkarnation die eigene Verletzlichkeit zu wagen? Diese zweite Frage bringt das Christentum ein. Es setzt auf jene Andersmacht, die aus der Verwundbarkeit wächst. Im Spannungsfeld von Verwundbarkeit und Sicherheit ist es auch für eine Gesellschaft entscheidend, ob sie darauf setzt, dass das Wagnis eigener Verwundbarkeit zur Sicherung des Lebens beitragen kann. Gerade die Zerbrechlichkeit des Lebens erfordert Menschen, die sich in Liebe, Zuneigung und Barmherzigkeit verletzlich machen. Sie gehen gestärkt aus diesem Wagnis hervor: Aus Schwachheit wächst Stärke.

Aufgrund ihrer Geschichte und mit der Hingabe, für die sie jeweils stehen, sind Religionen sehr erfahren auf dem Feld der Verwundbarkeit. Das macht den Vulnerabilitätsdiskurs für sie so interessant. Das Christentum, aber auch andere Religionen sind herausgefordert, ihre eigenen Perspektiven in säkulare Problemlagen der Vulnerabilität einzubringen. Wenn der interreligiöse Dialog sich ausschließlich innertheologisch bewegt, bleibt er weit hinter seinen Möglichkeiten zurück.

Dagegen eröffnet der Vulnerabilitätsdiskurs die Chance, sich neu in gesellschaftsrelevanten Fragen wie Armut, Migration und Klimawandel zu verorten. Dies führt mitten in die Risikozonen der Gegenwart hinein: in die Migrationsbewegungen mit ihren Todesstreifen und Hoffnungsorten, in Kriegsgebiete mit ihren Zonen totaler Kontrolle, in die Megastädte mit ihren Arrival Cities. Was haben christliche, muslimische oder jüdische Theologien zum Vulnerabilitätsdiskurs beizutragen, der sich um diese Orte bildet? ■